

Historische Strukturgrenzen in Osteuropa in ihrer Bedeutung

für die Gegenwart

Politische Veränderungen in der Gegenwart beeinflussen das Interesse an Vergangenheit. Schon die ersten Ansätze übernationaler Zusammenschlüsse in West- und Mitteleuropa waren von verstärkter Beschäftigung mit europäischer Geschichte begleitet: Was sind die Wurzeln Europas? Woher kommen spezifisch europäische Traditionen? Wie weit reicht der kulturelle Großraum dieser Wertegemeinschaft? Die Veränderungen in Osteuropa seit 1989 haben solchen Fragen an die Geschichte zusätzliche Brisanz verliehen. Ein derartiger Blick zurück in die Vergangenheit in einer Umbruchssituation wie der der Gegenwart ist höchst ambivalent: Einerseits ist Orientierung aus dem Wissen um die Genese heutiger Verhältnisse notwendig. Andererseits kann Geschichte gerade in einer solchen Situation in gefährlicher Weise als Legitimationsideologie aktueller politischer Interessen missbraucht werden. Im Verhältnis der EU zu ihren Beitrittswerbern und Nachbarstaaten scheint es mir höchst aktuell, auf diese Ambivalenz des Umgangs mit Geschichte hinzuweisen. Das gilt ganz besonders für das Verhältnis der in der EU zusammengeschlossenen Staaten zu Rußland. Am Beispiel von drei tief in die Geschichte zurückreichenden Strukturgrenzen in Osteuropa werde ich auf solche Probleme eingehen.

Die erste dieser drei Strukturgrenzen möchte ich als die „Huntington-Linie“ bezeichnen. In seinem viel diskutierten Werk „The Clash of Civilizations“ - nicht sehr glücklich mit „Kampf der Kulturen“ ins Deutsche übersetzt - äußert sich der Harvard-Politologe Samuel P. Huntington über die Osterweiterung der EU (S. 251): „Die Festlegung dieser Grenze ist eine der größten Herausforderungen geworden, vor denen der Westen nach dem Kalten Krieg steht. Während des Kalten Kriegs hat Europa als ein ganzes gar nicht existiert. Mit dem Zusammenbruch des Kommunismus erwies es sich jedoch als notwendig, die Frage zu stellen und nach der Antwort zu suchen: Was ist Europa? Europas Grenzen im Norden, Westen und Süden werden durch große Gewässer gezogen, von denen das südliche klar unterscheidbare Kulturen trennt. Aber wo endet Europa im Osten? Wer soll als Europäer und damit als potentielles Mitglied der Europäischen Union, der NATO und vergleichbarer Organisationen gelten? Die zwingendste und gründlichste Antwort auf diese Fragen liefert die große historische Scheidelinie, die seit Jahrhunderten westlich-christliche Völker von muslimischen und orthodoxen Völkern trennt. Diese Linie geht auf die Teilung des Römischen Reiches im 4. Jahrhundert und auf die Errichtung des Heiligen Römischen Reiches im 10. Jahrhundert zurück. Ihren gegenwärtigen Verlauf nimmt sie seit mindestens fünfhundert Jahren.“ Und weiter: „Diese Linie ist die kulturelle Grenze Europas und des Westens. Ein kultureller Ansatz liefert eine klare und eindeutige Antwort auf die Frage, die Westeuropäer bewegt: Wo hört Europa auf? Es hört dort auf, wo das westliche Christentum aufhört und Orthodoxie und Islam beginnen.“

Im Kontext von Huntingtons Konzept einer „Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert“ - so der Untertitel seines Buches - ist diese Feststellung logisch stringent. Er diagnostiziert nicht nur eine engere politische Kooperation innerhalb historisch gewachsener Kulturräume, er postuliert eine solche Kooperation auch für die Zukunft. Die Diagnose des Politologen und die Prognose des Politikers Huntington stehen also in engem Zusammenhang. Wer nicht an Huntingtons Vision des „Clash of Civilizations“ glaubt, wird aber zwei getrennte Fragen stellen: Zunächst: Wo liegen in Osteuropa historisch gewachsene Kulturgrenzen? Und erst dann: Sollen sich heutige politische Zusammenschlüsse an solchen Grenzen orientieren?

Daß die Grenze zwischen östlichem und westlichen Christentum - auch wenn man sie nicht als derart scharfe Trennlinie sieht - in der kulturräumlichen Gliederung Europas entscheidende Bedeutung zukommt, darin ist Huntington und den von ihm zitierten Autoren sicher zuzustimmen. Skizzenhaft sei diesbezüglich auf einige wesentliche Unterschiede hingewiesen. Die religiösen Unterschiede, die sich im Verlauf des Mittelalters zwischen Ost- und Westkirche ausgebildet haben, liegen weniger in Glaubensfragen als im Bereich von Frömmigkeit und religiöser Praxis. Stichworte zu Unterschieden in diesem Bereich möchte ich an Hand einer Gegenüberstellung geben, die ein stark ökumenisch eingestellter Theologe, Josef Kondrnewitsch, in einer Publikation im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils geboten hat. Nach ihm orientiert sich die Ostkirche vor allem an den Tugenden der Demut, der Barmherzigkeit, der Bußfertigkeit, der Verzeihung, des Diensts am Bruder. Die Westkirche legt den Akzent stärker auf Leistung und Werk; die Selbstbeherrschung dient hier der Selbstentfaltung und der Beherrschung anderer. In der Gemeinschaftsethik steht östliche Brüderlichkeit gegen westliche Ordnung, Zucht und Disziplin. Die östlichen Kirchen leisten in ihrer Theologie eher einen mystisch-spekulativen Beitrag, die abendländische akzentuiert die praktisch-sittliche Bedeutung. Die Liturgie des Ostens betont die Anbetung Gottes, im Westen steht das persönliche Seelenheil stärker im Vordergrund. Das religiöse Ideal des Ostens ist der Eremit, der sich aus der Welt zurückzieht. Im Westen hingegen wird der aktive Mensch, der das „Reich Gottes“ auf Erden verwirklichen will, besonders hoch bewertet. Alles das sind unterschiedliche Akzentsetzungen, keine Dichotomien. Für die Entwicklung gesellschaftlicher Werthaltungen haben solche Unterschiede aber sicher Bedeutung.

Die Westkirche hat sich seit dem Hochmittelalter unter der Leitung des Papsttums und gestützt auf die universalen Ordensgemeinschaften zu einer hochgradig zentralisierten Anstaltskirche mit außergewöhnlich starker Penetrations- und Integrationskraft entwickelt. Sie ist - im interkulturellen Vergleich gesehen - sicher die am höchsten organisierte Religionsgemeinschaft. Die relative Einheitlichkeit kultureller Phänomene, die heute als spezifisch europäisch angesehen werden, gehen ihrem Ursprung nach im wesentlichen auf diesen Prozeß intensiver Durchdringung schon im Mittelalter zurück. Die orthodoxen Kirchen hingegen haben stärker die weniger zentralisierte Kirchenverfassung des antiken Christentums bewahrt. Ihre geringere Integrations- und Penetrationskraft bewirkte, daß Elemente vorchristlicher Substratkulturen eher überleben konnten.

Schließlich hat sich das Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt im Osten und Westen ganz unterschiedlich gestaltet. Im Westen ist es schon im Hochmittelalter zu einer weitgehenden Trennung gekommen - wohl der wichtigsten jener „fruchtbaren Trennungen“ (Jenő Szücs), die für den europäischen Sonderweg so wesentlich wurden. Der Dualismus zwischen Fürst und Land- bzw. Reichsständen wurzelt zwar nicht unmittelbar in Institutionen der römischen Kirche, sondern primär im Lebenswesen des Frankenreiches - er hat sich jedoch nur im Bereich der Westkirche verbreitet. Diesen mehr oder minder vermittelten kirchlichen Wurzeln westlicher Demokratie steht im Osten eine alte Tradition religiös legitimierter Autokratie ohne kontrollierende Gegengewalt gegenüber, die bis in das Byzantinische Kaiserreich zurückreicht.

Gerade das Beispiel unterschiedlicher Herrschaftsformen, die mit unterschiedlichen Formen der Kirchenverfassung in Zusammenhang stehen, zeigt eines deutlich: Historisch gewachsene Strukturgrenzen wie die zwischen Westkirche und Orthodoxie, sind in ihrem Erklärungswert für die Gegenwart sehr differenziert zu sehen. Wenn auch dem Ursprung nach spezifisch westkirchlich bzw. westeuropäisch, haben sich Strukturelemente der repräsentativen Demokratie schon seit langem weit über den Raum der Westkirche hinaus verbreitet. Ähnliches gilt für andere Phänomene, die sich aus der Tradition der Westkirche verstehen lassen, etwa die Universität, deren Anfänge nicht ohne die universale Lehrautorität des Papsttums begreifbar sind, oder den Buchdruck, der mit spezifischen Formen westlicher

Laienfrömmigkeit im Spätmittelalter in Zusammenhang steht. Die Grenzen der Westkirche blieben; Demokratie, Universitäten und Buchdruck als Form der Massenkommunikation haben sich - in unterschiedlicher Weise - weit darüber hinaus verbreitet. Auch wenn Mentalitäten, Lebensformen und Denkweisen in mancher Hinsicht bis heute noch von Unterschieden west- und ostkirchlicher Traditionen entlang der alten kulturellen Trennlinie geprägt sein mögen - zieht man daraus so weitreichende Schlüsse wie Samuel Huntington dies tut, so müßte zweierlei bewiesen werden: Zunächst worin diese Unterschiede heute noch bestehen, dann, weshalb sie einem Zusammenschluß entgegenstehen. Strukturgrenzen sind dauerhaft, aber nicht ewig. Und auch dort, wo sie noch Geltung haben, müßte zunächst argumentiert werden, was eine politische, eine wirtschaftliche, eine kulturelle Kooperation behindern könnte, bevor aus der Geschichte abgeleitet wird, daß eine solche Kooperation nicht stattfinden soll.

Mit dem Eingehen auf eine zweite historische Strukturgrenze in Osteuropa möchte ich zugleich die Bedeutung der ersten relativieren. Die sogenannte „Hajnal-Linie“ gehört zu den meist diskutierten Themen unter den an Fragen spezifisch europäischer Gesellschaftsentwicklung interessierten Historikern und Sozialwissenschaftlern. Der aus Ungarn stammende und in England wirkende Demograph John Hajnal erbrachte in einem 1965 publizierten Artikel den Nachweis, daß es in Europa östlich und westlich einer Linie von Triest nach St. Petersburg zwei sehr unterschiedliche Heiratsmuster gibt. Das westliche Muster, das Hajnal „European Marriage Pattern“ nennt, ist durch ein - im interkulturellen Vergleich betrachtet - relativ hohes Heiratsalter von Männern, aber auch von Frauen charakterisiert, ebenso durch eine hohe Zahl lebenslänglich Lediger. Östlich dieser „Hajnal-Linie“ hingegen liegt das Heiratsalter um einige Jahre niedriger; fast alle Frauen und Männer einer Population heiraten. Diese demographische Erkenntnis war wissenschaftlich äußerst fruchtbar. Sie hat dazu angeregt, einerseits nach dem gesellschaftlichen Kontext, andererseits nach dem Alter und der Entstehung der beiden unterschiedlichen Heiratsmuster zu fragen. Die erste Frage führte in unterschiedliche Systeme der Familienverfassung, aber auch deren Rahmenbedingungen in Grundherrschaft, Gemeinde, insgesamt in umfassenderen Gesellschaftsstrukturen. Die zweite Frage ergab mit hoher Wahrscheinlichkeit sehr weit zurückreichende Wurzeln der unterschiedlichen Heiratsmuster. Das sogenannte „European Marriage Pattern“ dürfte in karolingischer Zeit in Zusammenhang mit neuen Strukturen der Agrarverfassung im Zentralraum des Frankenreichs entstanden sein. Mit der Kolonisationsbewegung des Hoch- und Spätmittelalters verbreiteten sich Agrarstruktur, Familienverfassung und Heiratsmuster bis weit nach Osteuropa. In manchen Gebieten - wie etwa im Baltikum - erreichte die Kolonisationsbewegung und mit ihr das „European Marriage Pattern“ die Trennlinie zwischen Ost- und Westkirche, in manchen anderen blieben beide weit hinter ihr zurück, etwa im südslawischen Raum, wo sie zwar Slowenien, nicht aber Kroatien einschloß. „Hajnal-Linie“ und „Huntington-Linie“ fallen nicht zusammen, stehen ihrer Genese nach aber miteinander in Zusammenhang. Die „Hajnal-Linie“ markiert jenen Raum, in dem sich westliche Sozialstrukturen in der ländlichen Gesellschaft voll durchsetzen. Dies gilt aber nicht für den gesamten Raum der Westkirche. Aus historischer Sicht handelt es sich bei deren Ostgrenze nicht um eine scharfe Trennlinie, sondern um eine breite Übergangszone.

Die Diskussion um die „Hajnal-Linie“ bezieht sich keineswegs nur auf deren historische Dimension, sondern ebenso auch auf die Bedeutung von Geschichtswissenschaft für die Gegenwart. Eine bulgarische Forscherin hat massiv den Vorwurf einer „unkritische(n) Übernahme eines regional beschränkten Europabegriffes“ erhoben. Sie formuliert: „Die meisten dieser Arbeiten basieren darauf, den Europabegriff auf bestimmte politische, kulturelle oder ideologische Weise zu verpflichten und legten ihn auf weiter oder enger gefaßte Kriterien fest: auf das Europa des Christentums, oder, am häufigsten, des westlichen Christentums in seiner katholischen oder protestantischen Ausprägung; auf das Europa der

lateinisch-römischen Traditionen.“ Sie wirft das Problem des Selbstverständnisses und der Selbstreflexion der Wissenschaft auf, die mit einer bestimmten Europa-Terminologie Klassifikationen vornimmt und Modelle bildet: „In welchem Ausmaß wurde sie von schon existierenden Dichotomien des Europäischen und Nicht-Europäischen geprägt? In welchem Ausmaß trug sie (bewußt oder unfreiwillig) zur Perpetuierung solcher Dichotomien bei?“ (Todorova 285, 299). So notwendig solche Dichotomien für die Typenbildung der Forschung sein mögen, so gefährlich können sie auch sein, wenn in die vergleichende Betrachtung Bewertungen einfließen. In der Regel handelt es sich dabei ja um eine implizite oder explizite Höherbewertung des „Europäischen“. Die zitierte Autorin hat das für den wissenschaftlichen Gebrauch der Gegenüberstellung von „Europa“ und „Balkan“ aufgezeigt und sich dabei an der von Edward Said ausgelöste Orientalismus-Debatte orientiert. Für Europa-Rußland-Vergleiche gilt sicher Ähnliches. Es wird schwierig sein, den - wissenschaftlich notwendigen - Vergleich wertfrei zu halten und damit Ausgrenzungen in der Gegenwart zu verhindern. Mit Begriffen wie „Orient“, „Balkan“, „Rußland“ sind ja vielfach tief verankerte Bilder des Fremden verbunden. Die dem nach Unterschieden fragenden Vergleich entgegengesetzte Position hat ebenso ihre Gefahren - nämlich der Vergleich, der nur Gemeinsamkeiten herausstellt. Auch diese Zugangsweise wird ideologisch, wenn sie ihre Erkenntnisse nach Gegenwartsinteressen manipuliert. Ein Weg, um Abwertungen, Ausgrenzungen und Manipulationen zu vermeiden, könnte darin bestehen, den Vergleich über dichotomische Gegenüberstellungen hinaus auszuweiten.

Eine dritte bedeutsame Strukturgrenze des historischen Europa hat vor allem der ungarische Historiker Jenö Szücs in die Diskussion eingebracht. Er spricht von „drei Europa“. Besondere Bedeutung mißt er der Ostgrenze des Karolingerreichs bei, die um 800 an Elbe, Saale und Böhmerwald verlief. Über drei Jahrhunderte sollen ihr entlang unterschiedliche Sozialstrukturen geherrscht haben, die erst durch die Ostkolonisation aneinander angeglichen wurden. In Anschluß an Szücs sprechen mit Bezug auf die Auswirkungen der Kolonisation andere Forscher von „Alteuropa“ und „Neueuropa“ - durch diese Grenze voneinander getrennt (Segl, 32). Als eine langzeitig wirksame historische Strukturgrenze sei diese Trennlinie durch ihre Übereinstimmung mit der Jalta-Grenze ausgewiesen. So verblüffend diese Koinzidenz erscheint - eine stringente Ableitung, welche über mehr als ein Jahrtausend nachwirkende Faktoren hier im Spiel gewesen sein sollen, ist bisher nicht gelungen. Unterschiede der Herrschaftsstruktur, die etwa die Ausbildung des Ständewesens beeinflußt haben, lassen sich für das Mittelalter und darüber hinaus nachweisen. Aber mit den Entscheidungen von Jalta hat das alles wohl nichts zu tun. Insbesondere die Teilung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg läßt sich sicher nicht als Kontinuität einer historischen Strukturgrenze verstehen. So handelt es sich wohl eher um Zufall, wenn die „Szücs-Grenze“ mit der Trennlinie Europas zusammenfällt, die auf der Jalta-Konferenz festgelegt wurde.

Diese am Ende des Zweiten Weltkriegs fixierte Trennlinie ist innerhalb weniger Jahrzehnte zur wichtigsten historischen Strukturgrenze Europas geworden - nicht nur zu einer Wohlstandsgrenze, auch zu einer Grenze zwischen unterschiedlichen Lebensstilen, Verhaltensweisen, Mentalitäten. Die Probleme um die deutsche Wiedervereinigung illustrieren dies sehr augenfällig. Die enorme Beschleunigung gesellschaftlicher Entwicklungen im 20. Jahrhundert hat dazu geführt, daß im Osten und Westen dieser Grenze sich sehr tiefgreifende Unterschiede entwickelt haben. So wesentlich solche in der jüngsten Vergangenheit ausgebildeten Strukturunterschiede sind - sie scheinen überbrückbar, wenn der politische Wille dazu da ist. Die Staaten der EU haben sich eindeutig zum Projekt der Osterweiterung bekannt, in welcher Form auch immer sie erfolgen wird. Bei einer solchen Osterweiterung dürften Strukturunterschiede zwischen Ländern mit westkirchlicher und solchen mit ostkirchlicher Tradition keine Rolle spielen. Soferne solche Traditionen in relevanter Weise bis heute nachwirken - bei Bereitschaft einer Integration stellen sie, wie das

Beispiel Griechenland gezeigt hat, kein unüberwindliches Hindernis dar. Nochmals sei betont: Die Beschäftigung mit historisch gewachsenen Strukturgrenzen gibt keine Handlungsanleitung für die Gegenwart. Die Geschichte hilft, bestehende Unterschiede aus ihrer Genese zu verstehen. Wie im Bewußtsein solcher Unterschiede in kontinentalem, aber auch im globalen Rahmen politische, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit realisiert werden soll - das ist auf einer anderen Ebene zu entscheiden.